



BPTK-DIALOG

Dietrich Munz

BPTK-Präsident Munz über die Lehren aus der Corona-Pandemie

„Die Politik ist in der Pflicht zur selbstkritischen Bilanz“

Herr Munz, lässt sich schon ein erstes Resümee ziehen? Was können wir aus der Corona-Pandemie lernen?

Zum einen: Gesundheitsgefahren wie bedrohliche Epidemien, die für den globalen Norden schon fast zur Geschichte gehörten, können wieder auftauchen. Zum anderen: Wir haben längst nicht alles unter Kontrolle – wir als Einzelne nicht, aber auch der Staat und die Gesundheitspolitik nicht und auch die Wissenschaft nicht. Das Virus hat uns bewusst gemacht, wie groß unser Unwissen und wie unberechenbar das Leben ist. Mit dem Coronavirus haben wir sogar noch Glück gehabt. Bei diesem Virus ist es sehr schnell gelungen, den Erreger molekularbiologisch zu analysieren und gegen ihn einen Impfstoff zu entwickeln. Das Letzte ist beim HI-Virus bis heute nicht gelungen.

Psychotherapeut*innen sagen uns, dass für Menschen überschaubare und kontrollierbare Situationen wichtig sind.

Solche Situationen braucht der Mensch, auch wenn sich die Realität daran meist nicht hält. Das machte die Pandemie auch psychisch so belastend. Die Gefahr einer lebensgefährlichen und schwer einzudämmenden Erkrankung war beunruhigend genug. Aber auch die gesetzlich verordneten Einschränkungen zur Pandemiebekämpfung verstärkten den Eindruck, der Situation ausgeliefert zu sein und kaum etwas daran ändern zu können. Gerade die Dauer der Belastungen war schwer erträglich.

Wer war psychisch besonders gefährdet?

Zuallererst hochbetagte Menschen, für sie war das Virus eine unmittelbare tagtägliche Bedrohung. Dann die Pflegekräfte, die um das Leben von schwer erkrankten Menschen rangen, über Monate, permanent an der Grenze der Belastbarkeit und dabei selbst gefährdet. Ferner berufstätige Eltern, die

ohne Kita und Schule nicht wussten, wie sie ihre Kinder betreuen sollten. Kamen dann noch existenzielle finanzielle Nöte hinzu, war eine psychische Überforderung sehr wahrscheinlich.

Und die Kinder und Jugendlichen?

Ihre Gefährdung wurde erst spät ausreichend ernstgenommen. Viele Erwachsene dachten zunächst: Warum sollten sich Kinder beschweren, wenn die Schule ausfällt? Was sie nicht sahen war, dass die Welt der Kinder und Jugendlichen auf die eigenen vier Wände, den Fernseher, den Computer-Bildschirm und das Essen schrumpfte. In einem Alter, in dem der Kontakt zu Gleichaltrigen sowie Sport und Bewegung besonders wichtig sind, fühlten sich Kinder und Jugendliche geradezu eingesperrt.

Einseitig ging der Noten- und Prüfungsstress weiter. Wir sahen viel mehr Kinder und Jugendliche, die unter Ängsten und Depressionen litten. Wir sahen Familien, in denen die Konflikte zunahmen.

Das traf vor allem Familien, die nicht viel Platz haben.

Armut macht krank. Eine alte sozialmedizinische Erkenntnis bekam durch Corona eine neue Aktualität. Ein Leben mit geringem Einkommen und geringer öffentlicher Unterstützung gefährdet psychisch stärker als ein Leben in Wohlstand. Deshalb ist es auch so wichtig, dass Psychotherapie in Deutschland eine Leistung der gesetzlichen Krankenversicherung ist. Aber das reicht noch nicht. Wir müssen Psychotherapie stärker in sozialen Brennpunkten anbieten.

Blieben langfristige gesundheitliche Probleme durch Corona?

Das Virus kann zu Entzündungen im zentralen Nervensystem führen. Allgemein

ist bereits der vorübergehende Verlust des Geruchssinns bekannt. Es kann aber auch zu Hirnhautentzündungen, Delirien und Krampfanfällen kommen. Die Pandemie hat aber nochmals gezeigt, dass arme Menschen psychisch wie körperlich gefährdeter sind. Dies erfordert unbedingt einen gezielten Ausbau präventiver Angebote für Menschen in schwierigen Lebenslagen.

Wie kann es gelingen, als Gesellschaft wieder zusammenzufinden? Werden wir einander „viel verzeihen müssen“?

Das ist eine Möglichkeit, vor allem für den persönlichen Bereich, für Familien oder unter Arbeitskolleg*innen. Falls es dort Konflikte gab, hilft es sicher, diese im Nachhinein noch einmal in Ruhe zu besprechen. Aber die Formulierung stammt ja von einem nicht unbekanntem Gesundheitspolitiker. Von Politiker*innen erwarte ich allerdings ein genaueres Resümee in Bezug auf das, was gut gelungen ist während der Pandemie, aber auch in Bezug auf das, was wir lernen können für die Zukunft. Und dazu gehört auch, die Verantwortung für Fehlentscheidungen zu übernehmen. Ich sehe da die Politik in der Pflicht zu selbstkritischer Bilanz.

Können wir uns nach der Pandemie wieder beruhigt der Illusion hingeben, alles unter Kontrolle zu haben?

Das Virus hat seine Bedrohlichkeit noch nicht verloren. Die Infektionsraten und damit die Gefahr durch Mutationen sind vor allem im globalen Süden noch viel zu hoch. Diese Entwicklung muss aufmerksam verfolgt werden, um notfalls rasch zu reagieren. Es müssen jedoch alle Möglichkeiten genutzt werden, um unsere Freiheiten weitgehend wieder herzustellen, nur so nehmen die psychischen Belastungen ebenfalls ab. Dies gilt insbesondere für die Kinder und Jugendlichen.